



GISELA ROS
Universität Greifswald

ANDERE SPRACHE – ANDERES DENKEN: EINE REFLEXION ÜBER DIE BEZIEHUNG VON ‚SPRACHLICH DETERMINIERTER WELTANSICHT‘, ‚SPRACHLICHEM RELATIVITÄTSPRINZIP‘ UND ‚KONSTRUKTIVISMUS‘

Abstrakt

Ausgehend vom sprachlichen Determinismus, nach dessen Auffassung Denken und Weltansicht von der Sprache bestimmt werden, führt die Entwicklung zum Prinzip des sprachlichen Relativismus, das besagt, dass verschiedene Sprachen zu unterschiedlichen Arten des Denkens bzw. verschiedenen Weltansichten führen. Konstruktivistische Theorien hingegen vertreten die Meinung, der Mensch habe gar keinen unmittelbaren Zugriff auf die Wirklichkeit, sondern das Individuum konstruiere sich diese selbst. Allen Ansätzen sind aber die Fragen gemeinsam, ob und wie Sprache und Denken interagieren, ob und welche Weltansichten Sprache ermöglicht. Zudem besteht Einigkeit in der Ablehnung universaler Prinzipien.

Schlüsselwörter

Wirklichkeit, Denken, Sprache, Weltansicht

OTHER LANGUAGE – OTHER THINKING: A REFLECTION ON THE RELATIONSHIP OF ‘LANGUAGE DETERMINISTIC WORLD VIEW’, ‘LINGUISTIC RELATIVITY PRINCIPLE’ AND ‘CONSTRUCTIVISM’

Abstract

Starting from the linguistic determinism, be determined which considers thinking and worldview of the language, leading the development of the principle of linguistic relativism, which states that different languages lead to different ways of thinking and different world views. Constructivist theories however are of the opinion that man has no direct access to reality, but the individual is construct them yourself. All approaches but the issues are common to interact whether and how language and thought, whether and what kind of world views allows language. In addition, there is agreement in the rejection of universal principles.

Keywords

reality, thinking, language, worldview

INNY JĘZYK – INNE MYŚLENIE: REFLEKSJA NA TEMAT RELACJI ‘POSTRZEGANIA ŚWIATA DETERMINOWANEGO PRZEZ JĘZYK’, ‘TEORII RELATYWIZMU JĘZYKOWEGO’ I ‘KONSTRUKTYWIZMU’

Abstrakt

Punktem wyjścia jest determinizm językowy, zgodnie z którym myślenie i postrzeganie świata są determinowane przez język, następnie dyskutowany jest model relatywizmu językowego, według którego różne języki prowadzą do odmiennych rodzajów myślenia czy odmiennych sposobów postrzegania świata. Teorie konstruktywistyczne natomiast głoszą, że człowiek nie ma bezpośredniego dostępu do rzeczywistości, lecz sam ją konstruuje. Dla wszystkich tych ujęć wspólne są pytania, czy i w jaki sposób język i myślenie oddziałują na siebie, czy język ma wpływ na postrzeganie świata oraz jaki jest to wpływ. Modele te łączy ponadto odrzucenie pryncypiów uniwersalistycznych.

Słowa kluczowe

rzeczywistość, myślenie, język, postrzeganie świata

Das Verhältnis von Sprache und Denken sowie Sprache und Weltansicht ist Gegenstand verschiedener (linguistischer) Disziplinen und Theorien, so u. a. des sprachlichen Determinismus, des sprachlichen Relativismus und nicht zuletzt des Konstruktivismus. Wenngleich die entsprechenden theoretischen Ansätze recht unterschiedlich erscheinen, zeigen sie auch einige

Gemeinsamkeiten. Diese nachzuweisen ist ein Ziel des folgenden Diskurses. Aber auch die Differenzen zwischen den jeweiligen Konzepten sollen thematisiert werden.

Neben einem Vergleich der drei Forschungsrichtungen wird im Folgenden auch ein Blick auf deren Beziehungen (neben linguistischen) zu außerlinguistischen Disziplinen geworfen, z. B. Philosophie, Anthropologie, Kognitionswissenschaft, Sozio- und Kulturwissenschaften, die das Spektrum linguistischer Aussagen erweitern sollen. Im Zentrum steht dabei jedoch die Frage danach, ob bzw. inwieweit Sprache nicht nur unser Denken, sondern auch unsere Weltansicht bestimmt und ob andere Sprachen auch andere Weltansichten erzeugen.

1. WILHELM VON HUMBOLDT – SPRACHE, DENKEN UND WELTANSICHT

Die historische Sprachwissenschaft liefert uns zu diesen Fragen ein extrem differentes Bild:

Die Verteilung des Menschengeschlechts in Völker und Völkerstämme und die Verschiedenheit seiner Sprachen und Mundarten hängen zwar unmittelbar mit einander zusammen, stehen aber auch in Verbindung und unter Abhängigkeit einer dritten, höheren Erscheinung, der Erzeugung menschlicher Geisteskraft in immer neuer und oft gesteigerter Gestaltung,¹

schreibt Humboldt in seinem Werk *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues*, und weiter heißt es in der *Einleitung zum Kawi-Werk*: „Erst bei genauerer Erwägung, aber dann klar und deutlich findet man den Charakter der verschiedenen Weltauffassung der Völker an der Geltung der Wörter haftend“². Wilhelm von Humboldt, einer der Begründer der vergleichenden Sprachwissenschaft und einer der bedeutendsten Vertreter der Sprachphilosophie des 19. Jahrhunderts, verbindet Sprache und Weltbild zu einer Einheit. Sprache als wirkende Kraft formt seiner Auffassung nach die Gedanken. Da die verschiedenen Sprachen unterschiedliche Lautformen besitzen und damit auch verschiedene Bezeichnungen für die Dinge der Welt, spiegeln diese gleichermaßen auch verschiedene Ansichten darüber wider:

Es kommt nicht gerade darauf an, wie viele Begriffe eine Sprache mit eignen Wörtern bezeichnet. Dies findet sich von selbst, wenn sie sonst den wahren, ihr von der Natur vorgezeichneten Weg verfolgt, und es ist nicht dies die Seite, von welcher sie zuerst beurtheilt werden muß. Ihre eigentliche

¹ Wilhelm von Humboldt, *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts*, hrsg. v. Donatella di Cesare (Paderborn, München, Wien, Zürich: Schöningh, 1998), 145.

² Wilhelm von Humboldt, zit. nach Michael Böhler (Hg.), *Wilhelm von Humboldt. Schriften zur Sprache* (Stuttgart: Reclam, 2000), 160.

und wesentliche Wirksamkeit im Menschen geht auf seine denkende und im Denken schöpferische Kraft selbst, und ist in viel tieferem Sinne immanent und konstitutiv.³

Humboldt verweist hier auf die Rolle der Sprache bei der Wahrnehmung und Erkennung der Welt, wobei nicht die Zahl der Wörter einer Sprache für ihn von Bedeutung ist, sondern deren „im Denken schöpferische Kraft“: „Die Sprache ist gleichsam die äußerliche Erscheinung des Geistes der Völker; ihre Sprache ist ihr Geist und ihr Geist ihre Sprache; man kann sich beide nie identisch genug denken.“⁴ Somit räumt Humboldt weder der Sprache noch dem Denken einen Vorrang ein, sondern versteht beide als unmittelbar miteinander verbunden, ja sogar identisch. Diese absolute gegenseitige Abhängigkeit von Sprache und Denken führte in der Folge zu den bekannten Auseinandersetzungen über ein Primat der einen oder der anderen Erscheinung bzw. deren Identität. Seine Auffassung hierzu formuliert Humboldt in der *Einleitung zum Kawi-Werk* wie folgt:

Die Sprache ist das bildende Organ des Gedanken. Die intellektuelle Tätigkeit, durchaus geistig, durchaus innerlich und gewissermaßen spurlos vorübergehend, wird durch den Laut in der Rede äußerlich und wahrnehmbar für die Sinne. Sie und die Sprache sind daher eins und unzertrennlich voneinander. Sie ist aber auch in sich an die Notwendigkeit geknüpft, eine Verbindung mit dem Sprachlaute einzugehen; das Denken kann sonst nicht zur Deutlichkeit gelangen, die Vorstellung nicht zum Begriff werden.⁵

„Menschen stellen dann letzte Fragen zur Sprache und suchen letzte Antworten auf diese, wenn für sie die bis dahin als selbstverständlich unterstellte Einheit von Denken, Sprechen und Wirklichkeit ‚fragwürdig‘ geworden ist.“⁶ Antworten auf diese Fragen versuchen verschiedenste Forschungsrichtungen zu finden, so neben Linguisten auch Psychologen, Philosophen oder Anthropologen.

³ Humboldt, *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues*, 159.

⁴ Ebd., 171.

⁵ Humboldt, zit. nach Böhler, *Wilhelm von Humboldt. Schriften zur Sprache*, 45.

⁶ Willi Oelmüller, Ruth Döle-Oelmüller, Volker Steenblock, *Philosophische Arbeitsbücher 8. Diskurs: Sprache* (Paderborn, München, Wien, Zürich: Schöningh, 1991), 9.

2. LEO WEISGERBER – DIE KRAFT DER MUTTERSPRACHE

Humboldts Gedanken über das Verhältnis von Sprache und Denken, den Zusammenhang von Sprache und Weltbild sowie den Weg der verschiedenen Sprachen zu unterschiedlichen Weltbildern sind die Vorläufer des sprachlichen Determinismus und später des linguistischen Relativitätsprinzips. Während jedoch Humboldts ‚Weltansicht‘ und die mit dem Determinismus in Verbindung gebrachte sog. Sapir-Whorf-Hypothese (amerikanischen Ursprungs) auf einem Vergleich unterschiedlicher Sprachen beruhen, stellt Leo Weisgerber, ein Vertreter der inhaltbezogenen Grammatik in Deutschland, die Muttersprache in den Mittelpunkt seines Konzepts über das Verhältnis von Sprache und Weltbild. Eines seiner bedeutendsten Werke ist das in zwei Halbbänden erschienene Buch *Vom Weltbild der deutschen Sprache*. Weisgerber gehört zu den sogenannten ‚Neoromantikern‘, deren Auffassungen an Humboldts Ideen anknüpfen. Zentrale Begriffe bei Weisgerber sind u. a. die ‚sprachliche Zwischenwelt‘, das ‚muttersprachliche Weltbild‘ sowie im direkten Anschluss an Humboldt die ‚wirkende Kraft‘, ‚Weltansicht‘ und die ‚innere Form‘. Dahinter steht die Idee, dass Sprache das Weltbild prägen und damit ‚eine Kraft geistigen Gestaltens‘ sei:

Wie kommen wir über die übliche Untersuchung der Laute und Formen hinaus? Wie lassen sich die Höhenflüge Humboldtscher Sprachphilosophie in die unentbehrliche Kleinarbeit exakter sprachwissenschaftlicher Forschung einfügen? Der Weg ist vorbereitet in Humboldts Abstufung von sprachlicher Weltansicht und innerer Sprachform. Der darin festgehaltene doppelte Ansatz eröffnet einen methodologischen Zugang zu dem ‚ganz inneren Teil‘ der Sprache. Am besten können wir uns mit unseren heutigen Worten die Aufgabe klar machen, wenn wir als erste Stufe ein ‚grammatisches Bewußtmachen der sprachlichen Zwischenwelt‘ voranstellen, auf der dann die eigentlich sprachwissenschaftliche Aufgabe des Aufdeckens der sprachlichen Welterschließung aufbauen kann.⁷

Eine zentrale Rolle spielt bei Weisgerber folglich die ‚sprachliche Zwischenwelt‘, eine Vermittlungsinstanz zwischen der ‚ungeordneten Realität der Dinge‘ und der jeweiligen Sprachgemeinschaft. Dass er damit der Sprache eine ‚strukturbildende Kraft‘ zuschreibt, wird in der Folge zuweilen äußerst kritisch bewertet.⁸ Umgekehrt übt Weisgerber heftige Kritik an F. Bopp und J. Grimm, deren Leistungen für ihn eine Fehlentwicklung in der Sprachwissenschaft

⁷ Leo Weisgerber, „Vom Weltbild der deutschen Sprache“, 1. Halbband: *Die inhaltbezogene Grammatik* (Düsseldorf: Schwann, 1953), 12.

⁸ Vgl. etwa Gerhard Helbig, *Geschichte der neueren Sprachwissenschaft* (Leipzig: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 1986), 122.

darstellten. Dieser sei die Wiederbelebung der Humboldtschen Ideen entgegenzusetzen, was Weisgerber mit der ‚Erschließung des muttersprachlichen Weltbildes‘ erreichen will. Zwischen der Wirklichkeit und der Sprachgemeinschaft stehe die geistige Zwischenwelt, die ihrem Wesen nach eine sprachliche darstelle, in der das Weltbild geprägt werde:



Als Beispiel für diesen Prozess nennt Weisgerber¹⁰ das Sternbild Orion, das lediglich eine Konstruktion des Betrachters sei. Ein weiteres Bild zur Verdeutlichung stammt aus der Pflanzenwelt, die man unter verschiedenen Gesichtspunkten sehen kann – als Blumenliebhaber, Heilkräutersammler oder Botaniker¹¹:

Anders ist es nun aber mit den Appellativen. Wenn eine Blume von einem Sprecher *Rose* genannt wird, sagt Weisgerber, dann gibt er ihr keinen Namen, sondern er ‚anerkennt‘ sie als Rose – offenbar als eine Instanz einer Kategorie. Und daraus ergibt sich nun, dass die *geistige* Zwischenwelt immer auch eine *sprachliche* Zwischenwelt ist. Denn sie stellt eine Leistung der Gemeinschaft, nicht des Einzelnen dar, und diese Leistung besteht in der Sprache als Muttersprache.¹²

Auch die in einer Sprachgemeinschaft festgelegten sprachlichen Kategorien, z. B. die Zuordnung bestimmter Früchte zur Klasse der Beeren, sei ein über die Zwischenwelt laufender Akt der Welterschließung, formuliert Weisgerber:

Dinge wie *Unkraut*, *Gemüse*, *Obst*, existieren nicht im Sein, sondern stellen inhaltliche Leistungen der jeweiligen Sprache dar und konstituieren die sprachliche Zwischenwelt.¹³

Die Entwicklung von der ‚geistigen‘ über die ‚sprachliche‘ Zwischenwelt führt Weisgerber hin zu einer ‚muttersprachlichen‘ Zwischenwelt, die sich mit den Begriffen ‚muttersprachliches Weltbild‘ (im Anschluss an die Weltansicht), ‚innere Sprachform‘, ‚geistgestaltende Kraft‘, ‚kulturschaffende und geschichtsmächtige Kraft‘ verbindet¹⁴:

⁹ Weisgerber, „Vom Weltbild der deutschen Sprache“, 63.

¹⁰ Ebd.

¹¹ Vgl. ebd., 9.

¹² Iwar Werlen, *Sprachliche Relativität* (Tübingen, Basel: Francke, 2002), 284.

¹³ Weisgerber, zit. nach Werlen, *Sprachliche Relativität*, 284–285.

¹⁴ Vgl. Weisgerber, „Vom Weltbild der deutschen Sprache“.

Aber auch wenn man keine reifizierende Interpretation versucht, ist doch deutlich, dass für Weisgerber jede menschliche Erkenntnis der Welt sprachlich – und das heißt bei ihm immer muttersprachlich, also einzelsprachlich – vermittelt ist.¹⁵

Weisgerbers Positionen zur Leistung der Sprache waren (und sind) insofern umstritten, als er ihre Kraft überbetont, ihr das zuschreibt, was eigentlich das Denken leistet¹⁶ und schließlich auch ihre ‚geschichtsmächtige Kraft‘ überstrapaziert¹⁷. Dazu merkt Werlen an:

Weisgerber hat die bundesrepublikanische Sprachwissenschaft der Nachkriegszeit in hohem Maße beeinflusst und dies mit einem durchaus selbstbewussten Umgang mit seinen Kritikern noch verstärkt.¹⁸

Zu der an Weisgerber geübten Kritik sei abschließend noch eine relativierende Einschätzung von Schlobinski angefügt:

Bei aller berechtigten Kritik am Weisgerber'schen Ansatz, insbesondere hinsichtlich seines völkerpsychologischen Überbaus [...], ist jedoch hervorzuheben, dass der Begriff der konzeptuellen Struktur bzw. der Konzeptualisierung, wie er in modernen kognitivistischen Ansätzen [...] eine Rolle spielt, bei Weisgerber, wenn auch anders begründet und ausgearbeitet, in Ansätzen vorweg genommen ist.¹⁹

3. FRITZ TSCHIRCH – WELTBILD, DENKFORM UND SPRACHGESTALT

Ähnliche Auffassungen wie Weisgerber vertritt der Greifswalder Sprachhistoriker Fritz Tschirch. Er hinterließ zahlreiche Publikationen, so u. a. *1200 Jahre deutsche Sprache* (1955) und *Weltbild, Denkform und Sprachgestalt* (1954)²⁰. Die Spannweite seiner Forschungsinteressen reichte von der althochdeutschen Dichtung bis zur Sprache der Gegenwart. Er sah – wie auch Humboldt – eine enge Verflechtung von Sprach- und Literaturwissenschaft sowie einen engen Zusammenhang von Weltbild und Sprachgestalt. Tschirch hat als Grundlage für seine

¹⁵ Werlen, „Sprachliche Relativität“, 285.

¹⁶ Vgl. Helbig, *Geschichte der neueren Sprachwissenschaft*, 139.

¹⁷ Vgl. ebd., 143.

¹⁸ Werlen, *Sprachliche Relativität*, 293.

¹⁹ Peter Schlobinski, *Grammatikmodelle. Positionen und Perspektiven* (Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 2003), 22.

²⁰ Fritz Tschirch, *Weltbild, Denkform und Sprachgestalt – Grundauffassungen und Fragestellungen in der heutigen Sprachwissenschaft* (Berlin: Renner, 1954); Fritz Tschirch, *1200 Jahre deutsche Sprache. Die Entfaltung der deutschen Sprachgestalt in ausgewählten Stücken der Bibelübersetzung vom Ausgang des 8. Jahrhunderts bis in die Gegenwart. Ein Lese- und ein Arbeitsbuch* (Berlin: de Gruyter, 1955).

Untersuchungen aus der großen Zahl vorliegender Bibelübersetzungen von den Anfängen bis zur Gegenwart acht Übersetzungen (Varianten) aus verschiedenen Epochen ausgewählt und diese einem Vergleich unterzogen: von Wort zu Wort, von Satz zu Satz und von Wendung zu Wendung. Nach seiner Auffassung bietet jede Stufe auf der Zeitebene einen „Anstieg unserer Sprache zu immer größerer Freiheit, zur Eigenwüchsigkeit ihrer Gestalt gegenüber dem fremden Sprachvorbild“²¹. So stellt Tschirch u. a. fest, dass in dem Zeitraum von 1200 Jahren, denen die Texte entstammen, der gleiche Inhalt verschieden wiedergegeben wurde. Sein Interesse gilt nunmehr den Ursachen bzw. Hintergründen, der Frage, welche ‚geheimnisvollen Antriebskräfte‘ dies bewirkt haben, z. B. warum hier eine Genitivkonstruktion – dort ein Kompositum? Warum hier ein Wort – dort eine Wortgruppe?²² Auch in seiner Schrift *Weltbild, Denkform und Sprachgestalt – Grundauffassungen und Fragestellungen in der heutigen Sprachwissenschaft* (1954) stellt Tschirch zunächst die Frage nach den Ursachen des ununterbrochenen Sprachwandels, vor allem nach den Kräften, die ihn bewirken:

Aus der Sprachgeschichte muß sich ablesen lassen, wie der Mensch in seiner Eigenart geworden ist; sie muß uns dieses geheimnisvolle, noch immer rätselhafte und oft so unheimliche Wesen Mensch in seinem Werden wie in seinem Gewordensein besser sehen, kennen und verstehen lehren. Mit einem Wort: Wir treiben Sprachgeschichte als angewandte Kunde vom Menschen, als Anthropologie.²³

Die Anthropologie – dieser Gedanke begegnet uns auch in seiner zweibändigen Sprachgeschichte – sei gewissermaßen der Geist des Menschen. Tschirch orientiert sich damit u. a. am Wandel der Naturwissenschaften, dem auch die Geisteswissenschaften zu folgen hätten. Mit Bezug auf die Chemie erklärt er die analytischen Sprachformen vergleichbar mit den chemischen Formeln, z. B. H₂O entspreche einer synthetischen Sprachform, die Zerlegung in H-O-H einer analytischen. Die analytischen Formen (Artikel, Präpositionen, Hilfsverben) stellten jedoch nicht die unmittelbare Wirklichkeit dar, da ihnen die gegenständliche Realität fehle. Sie seien gewissermaßen das Produkt einer Zerlegung der Wirklichkeit. Ihre Existenz führe zu einer Vielzahl stellungsbedingter Ausdrucksmöglichkeiten (z. B. *Ich habe gesungen. – Habe ich gesungen? – Gesungen habe ich!*). Das bedeute, dass der analytische Bau unsere Sprache verfeinere, bereichere und mehr Gefühlsausdruck ermögliche.²⁴

²¹ Tschirch, *1200 Jahre deutsche Sprache*, IX.

²² Vgl. ebd.

²³ Tschirch, *Weltbild, Denkform und Sprachgestalt*, 11.

²⁴ Vgl. ebd., 13.

Unter gleicher Zielstellung untersucht Tschirch den Wortschatz. So gebe es z. B. in einigen Sprachen die Notwendigkeit, den Bruder differenziert als älteren oder jüngeren mit unterschiedlichen Wörtern zu bezeichnen, wo es im Deutschen nur das allgemeine Wort ‚Bruder‘ gibt. Auch Weisgerber²⁵ verweist auf die undifferenzierte Bezeichnung von ‚Vaterbruder‘, ‚Mutterbruder‘ oder ‚Vater- (Mutter)Schwester‘ im Deutschen. In sog. ‚primitiven‘ Sprachen – so Tschirch – fehlten andererseits Oberbegriffe, z. B. für Tierarten oder -gattungen, während Einzelercheinungen sehr differenziert bezeichnet würden, so u. a. in einer Indianersprache: Hier gebe es verschiedene Wörter für einen roten, gelben, grünen Papagei. Auch sehe man hier keinen Wald, sondern nur die Bäume schlechthin. Doch erst der Zusammenschluss zu Gruppen würde aus dem Chaos der Einzelercheinungen eine Ordnung machen:

So bieten der Formenbau wie der Wortschatz jeder Sprache ein getreues Spiegelbild der geistigen Entwicklung, die das Menschengeschlecht im Vollzug seiner Geschichte durchlaufen hat.²⁶

Mit Bezug auf unsere eigene Sprachgeschichte exemplifiziert Tschirch diese Auffassung u. a. an der Erscheinung, dass es in älteren Sprachstufen keine reinen bzw. unabhängigen Zahlenbereiche gegeben habe, dass vielmehr nur die Dinge selbst im Einzelnen wahrgenommen wurden. Luther z. B. habe die Zahlwörter gemäß den sie bezeichnenden Dingen reflektiert: ‚zwei Augen‘, ‚zween Füße‘, ‚zwo Hände‘. Somit habe der ‚Frühmensch‘ – wie Tschirch ihn bezeichnet – die Dinge und Erscheinungen als Gesamtgestalt erfasst, so auch noch deutlich in Mengenangaben wie ‚Schock‘, ‚Dutzend‘, ‚ein Zug Fische‘ oder eine ‚Kette Hühner‘. Dies sei noch immer bei einigen Völkern erkennbar, z. B. in Australien oder auf den Fidschi-Inseln, die für die Zahl 10 jeweils unterschiedliche Bezeichnungen hätten: zehn Kokosnüsse, 10 Kanus oder 10 Fische. Tschirch sieht – ähnlich wie Humboldt und Weisgerber – in der Sprache eine ‚wirkende Kraft‘, rückt aber mit dem Begriff der ‚Zwischenschicht‘ für das, was zwischen dem Menschen und der Wirklichkeit steht, noch näher an Weisgerber heran, der hierfür den Begriff ‚Zwischenwelt‘ gebraucht. Sprache spiegelt nach Tschirchs Auffassung nicht nur das Denken bzw. die geistigen Fähigkeiten eines Volkes wider, sondern formt auch dessen Weltbild, Weltauffassung bzw. Weltverständnis²⁷:

Der Mensch kann die Wirklichkeit nur in den Formen erkennen, wie seine (oder) irgendeine Sprache sie ihm darbietet; die Wirklichkeit an sich, wie sie unabhängig vom Menschen als dem betrachtenden

²⁵ Leo Weisgerber, „Von den Kräften der deutschen Sprache“, Bd. 2: *Die sprachliche Gestaltung der Welt* (Düsseldorf: Schwann, 1962), 75.

²⁶ Tschirch, *Weltbild, Denkform und Sprachgestalt*, 23.

²⁷ Vgl. ebd., 34–35.

Subjekt besteht, entzieht sich ihm. Die Sprache stellt eine eigene Erscheinungsform des Lebens, [...] dar; als Gebilde völlig selbständigen Charakters steht sie zwischen dem Menschen und der Welt, zwischen uns und der Wirklichkeit; sie bildet eine eigene Zwischenschicht, die nicht umgangen, ausgeschaltet oder beseitigt werden kann; sie wirkt wie ein Prisma, das die Strahlen der Wirklichkeit einzelsprachlich in jeweils anderem Blickwinkel bricht [...].²⁸

Kritik geübt wurde an Tschirch nicht nur, weil er der Sprache eine weltbildformende Kraft zusprach, sondern auch wegen angeblich puristischer Bestrebungen. Dagegen spricht jedoch, dass er stets die Möglichkeit der Entlehnung als Prozess einer Höherentwicklung bzw. einer Erweiterung des geistigen Horizonts einer Sprachgemeinschaft verstanden hat:

Die Berührung der Völker untereinander, die sich äußerlich im sprachlichen Fremdgut zeugnishaft niedergeschlagen hat, erzieht jedes Sprachvolk zu dauernder Weitung seines Blicks. Bedenkt man, welch beachtlichen Anteil das Fremdgut am Gesamtbestand jeder Kultursprache einnimmt, so wird die kaum zu ermessende Bedeutsamkeit und Folgeschwere solcher dauernden Erziehung deutlich. Eine Sprache, die sich von fremden Einflüssen reinzuhalten vermöchte – ein Ideal, das sich nicht verwirklichen läßt –, würde erstarren und müßte mit dem Volk, das sie spricht, in sich zerfallen und zugrunde gehen.²⁹

Humboldt, Weisgerber und Tschirch ist nicht nur gemeinsam, dass sie in ihren Arbeiten die sprachliche Entwicklung als Abbild der geistigen Entwicklung des Menschen sehen, sondern auch eine Steigerung derselben im Gleichklang mit der Sprache:

Ohne die Sprache in ihren Lauten, und noch weniger in ihren Formen und Gesetzen zu verändern, führt die Zeit durch wachsende Ideenentwicklung, gesteigerte Denkkraft und tiefer eindringendes Empfindungsvermögen oft in sie ein, was sie früher nicht besaß.³⁰

Die Weltansicht

ist ihrer Begründung nach nicht einfach Reflex oder Spiegel der Dinge, sondern noch mehr Erscheinung geistiger Gestaltung, die wesentlich formende Kraft des Menschen einbeschließt. Demgemäß kann man das Weiterdenken von der Weltansicht der Sprache zur inneren Sprachform kennzeichnen als Fortschreiten des Denkens in ‚Kräften‘.³¹

²⁸ Ebd., 88.

²⁹ Ebd., 66.

³⁰ Humboldt, *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues*, 217.

³¹ Humboldt, zit. nach Werlen, *Sprachliche Relativität*, 282.

4. DIE SAPIR – WHORF – HYPOTHESE

Unabhängig von der europäischen Forschung über das Verhältnis von Sprache, Denken und Weltbild verläuft die Entwicklung des sprachlichen Relativismus in der amerikanischen Linguistik, wenngleich beide Richtungen viele Gemeinsamkeiten aufweisen. Im Gegensatz zu den in der vergleichend-historischen Sprachwissenschaft und in der inhaltbezogenen Grammatik verankerten Methoden und Auffassungen der europäischen Schulen sieht der amerikanische Relativismus eine starke Verbindung zwischen Sprache und Kultur und so auch im Vergleich fremder Sprachen und Kulturen:

Das Verhältnis von Sprache und Kultur ist vor allem von Sapir (1912) und Whorf (1939–40) reflektiert worden: Welche Beziehung besteht zwischen Sprachmechanismen wie dem Vokabular, der Flexion, Satzbildung und der Erstellung mündlicher und schriftlicher Texte einerseits und dem mentalen Lexikon, der Organisation der Erfahrung oder erworbenen Verhaltensmustern andererseits? Dahinter stand die Hoffnung zu analysieren, dass bestimmte sprachliche Elemente bestimmte Aspekte der Kulturen bestimmen und umgekehrt; andererseits, dass sprachliche Elemente mit bestimmten Aspekten der Kultur variieren.³²

Noch vor Sapir und Whorf befasste sich Franz Boas mit der Erforschung fremder Kulturen und gilt somit als der Begründer der amerikanischen Anthropologie. Wie auch Tschirch, der ‚Sprachgeschichte als angewandte Kunde vom Menschen, als Anthropologie‘³³ versteht und deshalb die Geisteswissenschaften in die Nähe der Naturwissenschaften rückt, bedient sich auch Boas in seinen Untersuchungen naturwissenschaftlicher Methoden. Gegenstand seiner Arbeiten ist vor allem die Grammatik einer Sprache und diese weisen nun wiederum Parallelen zu Weisgerbers Schriften auf. Dabei können Boas in keiner Weise deterministische Gedanken unterstellt werden:

Sein Ausgangspunkt ist vielmehr der, dass jede Kultur fähig ist, all das auszudrücken, wozu sie sich genötigt sieht. Wir haben hier also eine Art von ‚Prinzip der Ausdrückbarkeit‘ vor uns; die Restriktionen und Selektionen der Sprache ergeben sich aus den Bedürfnissen der Kultur.³⁴

Boas fordert – vergleichbar mit Tschirch – eine „Beschreibung der fremden Kultur ohne jedes Vorurteil“³⁵.

³² Lutz Götze, *Zeitkulturen. Gedanken über die Zeit in den Kulturen* (Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2004), 35.

³³ Vgl. Tschirch, *Weltbild, Denkform und Sprachgestalt*, 11.

³⁴ Werlen, *Sprachliche Relativität*, 184.

³⁵ Boas, zit. nach Werlen, *Sprachliche Relativität*, 175.

Edward Sapir folgte seinem Lehrer Boas, indem er sich ebenfalls dem Studium fremder Sprachen widmete:

Zusätzlich zu dem erhebenden Gefühl, das die Entdeckung seltsamer und exotischer Grammatiken vermittelte, lag noch etwas anderes in der Luft, das Sapir zur Formulierung seines linguistischen Relativitätsprinzips drängte: der radikale Trend in der Philosophie des frühen 20. Jahrhunderts. Damals beschäftigten sich Philosophen wie Bertrand Russell und Ludwig Wittgenstein damit, den verderblichen Einfluss der Sprache auf die Metaphysik der Vergangenheit zu beklagen [...]. Sapir übersetzte die Behauptungen über den Einfluss der Sprache auf philosophische Ideen in eine Aussage über den Einfluss der Muttersprache auf Gedanken und Wahrnehmungen des Alltags.³⁶

So sind auch zwischen Sapir und Weisgerber in Bezug auf die Rolle der ‚Muttersprache‘ (im Sinne von Einzelsprache) Berührungspunkte zu finden, die jedoch nicht zu gleichen Schlussfolgerungen führten. Sapir gilt „als einer der ersten, die das sprachliche Relativitätsprinzip formuliert haben“³⁷, so zumindest sehen es einige seiner Nachfolger. Wenngleich Sapirs Ideen teilweise an Humboldt erinnern, hat er selbst diese Beziehung niemals hergestellt, ja sogar vehement bestritten.

Nach Werlen³⁸ vertritt Sapir insofern eine schwache Determinationshypothese, als nach dessen Meinung ein Denken ohne Sprache nicht möglich sei und Sprache dem Denken seine Wege weise. Teilweise lehnt sich Sapir damit an das Gedankengut des Behaviorismus an:

Sapir selbst unternimmt es noch weniger als später Whorf, seine grundlegende Ansicht vom Zusammenhang von Erfahrung und Sprache zu systematisieren, als Prinzip zu formulieren oder gar zu ‚beweisen‘. Sie folgt aus seiner deskriptiven Arbeit an den verschiedenen amerikanischen Sprachen.³⁹

Als der eigentliche Begründer des sprachlichen Relativitätsprinzips wird Benjamin Lee Whorf angesehen. Dieses Prinzip steht in enger Verbindung zu Albert Einsteins Relativitätstheorie (1905), der Lehre von der Relativität der Zeit und die sich aus ihr ergebenden Schlussfolgerungen, die wiederum nicht mit dem Relativitätsprinzip verwechselt werden dürfen.⁴⁰ Bei „Einstein geht es um Beobachter des Universums, für die Zeit und Raum von

³⁶ Guy Deutscher, *Im Spiegel der Sprache. Warum die Welt in anderen Sprachen anders aussieht* (München: C. H. Beck, 2010), 158–159.

³⁷ Werlen, *Sprachliche Relativität*, 188.

³⁸ Vgl. ebd., 194.

³⁹ Ebd., 200.

⁴⁰ Vgl. Lew D. Landau, Juri B. Rumer, *Was ist die Relativitätstheorie?* (Leipzig: B. G. Teubner, 1972), 34.

einem Koordinatensystem relativ zu ihrem Standpunkt abhängig sind“⁴¹. Für den Vergleich unterschiedlicher Sprachen bedeutet das, dass nicht jede Sprachgemeinschaft aus gleicher Beobachtung zu demselben Weltbild gelangen kann.⁴² Whorf formuliert es so:

Aus der Tatsache der Strukturverschiedenheit der Sprachen folgt, was ich das ‚linguistische Relativitätsprinzip‘ genannt habe. Es besagt, grob gesprochen, folgendes: Menschen, die Sprachen mit sehr verschiedenen Grammatiken benützen, werden durch diese Grammatiken zu typisch verschiedenen Beobachtungen und verschiedenen Bewertungen äußerlich ähnlicher Beobachtungen geführt. Sie sind daher als Beobachter einander nicht äquivalent, sondern gelangen zu irgendwie verschiedenen Ansichten von der Welt.⁴³

Whorf orientiert sich im Rahmen seiner Untersuchungen zu vorwiegend afrikanischen und Indianersprachen an den Arbeiten von Sapir, Bloomfield und Boas. Dabei stellt er das Verhältnis von Sprache, Denken, Natur und Kultur in den Mittelpunkt:

Das Problem des Geistes (thought) und des Denkens in primitiven Gemeinschaften ist aber nicht ausschließlich und schlechthin ein psychologisches Problem, sondern weitgehend ein kulturelles. Überdies hängt es größtenteils an dem besonders eng in sich verflochtenen Komplex kultureller Phänomene, den wir als eine Sprache bezeichnen.⁴⁴

Zur Erkenntnisfähigkeit von Sprechern verschiedener Sprachen merkt er an, dass Sprachen die Natur in verschiedener Weise aufgliedern:

Die Relativität aller begrifflichen Systeme, das unsere eingeschlossen, und ihre Abhängigkeit von der Sprache werden offenbar. Daß amerikanische Indianer, die nur ihre Eingeborenensprache beherrschen, niemals als wissenschaftliche Beobachter herangezogen werden, ist hier völlig irrelevant. Das Zeugnis auszuschließen, welches ihre Sprachen über das ablegen, was der menschliche Geist tun kann, wäre ebenso falsch, wie von den Botanikern zu fordern, sie sollten nur Gemüsepflanzen und Treibhausrosen studieren, uns dann aber berichten, wie die Pflanzenwelt aussieht.⁴⁵

⁴¹ Werlen, *Sprachliche Relativität*, 1.

⁴² Vgl. Lutz Götze, „Zeit- und Raumbewusstsein in den Kulturen. (Vor)Überlegungen zu einer kulturkontrastiven Grammatik“, in: *Feldergrammatik in der Diskussion. Funktionaler Grammatikansatz in Sprachbeschreibung und Sprachvermittlung*, hrsg. v. Joachim Buscha, Renate Freudenberg-Findeisen (Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2007), 293.

⁴³ Benjamin L. Whorf, *Sprache – Denken – Wirklichkeit. Beiträge zur Metalinguistik und Sprachphilosophie*, hrsg. v. Peter Krausser (Hamburg: Rowohlt, 2003), 20.

⁴⁴ Ebd., 110.

⁴⁵ Ebd., 13.

Berühmt geworden ist Whorf in der Hauptsache durch seine Analyse der Zeitbezeichnungen im Hopi, einer nordamerikanischen Indianersprache. Diese wurde äußerst kritisch beurteilt. Dazu heißt es, Whorf sei zu dem Schluss gekommen, dass die Hopi-Sprache über keinerlei sprachliche Mittel für einen Zeitbezug verfügen würde, ihre Sprecher könnten sich weder auf Vergangenheit, Gegenwart noch Zukunft beziehen und hätten deshalb auch keinen allgemeinen Begriff von Zeit. So erklärt es sich auch, dass Whorf unmittelbar mit dem Prinzip des sprachlichen Determinismus in Verbindung gebracht wurde, was beispielsweise an der Kritik von Helmbrecht deutlich wird:

Whorf hat keine Anstrengung unternommen, das Hopi als Gesamtsystem in die Untersuchung einzubeziehen und die alternativen Ausdrucksmittel, die das Hopi verwendet, um zeitliche Relationen zwischen Sprachereignis und berichtetem Ereignis zu markieren, zu berücksichtigen. Er hat das typologische Wissen seiner Zeit nicht herangezogen – Sprachen ohne Tempussystem sind keine Seltenheit – und er hat keine Versuche unternommen, weitgehend unabhängig von Sprache etwas über den Zeitbegriff der Hopisprecher herauszufinden und mit den grammatischen Befunden zu korrelieren.⁴⁶

Dennoch fanden die Sprachanalysen Whorfs weit verbreitet Beachtung, z. B. Sprachgleichungen wie diese: Im Pintupi, einer Aborigine-Sprache, existieren 14 Wörter, um das zu bezeichnen, wofür es im Deutschen nur ein Wort gibt: ‚Loch‘. Die Aborigines unterscheiden ein ‚Loch‘ in einem Gegenstand oder im Boden etc. mit verschiedenen Wörtern und außerdem ob es jeweils groß, klein oder bewohnt ist. Dagegen gibt es im Hopi nur ein Wort für alles, was fliegt (Insekten, Flugzeuge u. a. m.).⁴⁷ Derartige Unterschiede sollten jedoch keineswegs zu einer Bewertung als jeweils ‚bessere‘ bzw. ‚überlegene‘ oder ‚schlechtere‘ Sprache führen. Zu dieser Schlussfolgerung gelangte schließlich Whorf selbst: „Der Glaube an die Überlegenheit des europäischen Sprachtyps ist wissenschaftlich nicht haltbar.“⁴⁸ Das heißt:

Die hervorragende Stellung unserer europäischen Sprachen und Denkweisen hat auch keine tieferen Gründe. Die relativ wenigen Sprachen derjenigen Kulturen, die die moderne Zivilisation ausgebildet haben, sind dabei, sich über die ganze Welt auszubreiten und all die hundert Arten exotischer Sprachen auszulöschen. Das ist aber kein Grund, so zu tun, als stellten sie einen überlegenen Sprachtyp dar. Im Gegenteil, es bedarf nur eines kurzen wissenschaftlichen Studiums präliterarischer Sprachen,

⁴⁶ Johannes Helmbrecht, *Universalität und Vagheit semantischer Funktionen: Untersuchungen zum funktionalen Zusammenhang morphosyntaktischer und kognitiver Kategorien der Sprache* (München: Lincom, 1998), 76.

⁴⁷ Vgl. David Crystal, *Die Cambridge Enzyklopädie der Sprache* (Frankfurt, New York: Campus, 1998), 15.

⁴⁸ Whorf, *Sprache – Denken – Wirklichkeit*, 130.

insbesondere der amerikanischen, um zu sehen, daß viele dieser Sprachen präzisere und feiner ausgearbeitete Systeme von Zusammenhängen enthalten als die unseren.⁴⁹

Aufgrund von Whorfs Orientierung an Sapir ging das von beiden vertretene linguistische Relativitätsprinzip als die sogenannte Sapir-Whorf-Hypothese in die Geschichte der Sprachwissenschaft ein. Der ihr unterlegte sprachliche Determinismus wurde einerseits heftig kritisiert, fand aber auch Anhänger unter Philosophen, Theologen, Sprach- und Literaturwissenschaftlern:

Whorf wird dabei für die Auffassung verantwortlich gemacht, dass sprachliche Strukturen das Denken völlig determinieren, und zwar so, dass sie den Sprecher einer Sprache in ganz bestimmte Denkkategorien einschließen, sodass dann auch zwischen dem Denken in verschiedenen Sprachen keine Vermittlung mehr möglich ist. Das ist in der Tat in einer extrem relativistischen Lesart bis hin zu politischen Exklusionen getrieben worden.⁵⁰

Wenn der Gedanke des sprachlichen Determinismus weitergeführt wird, bedeutet das: „Du sprichst eine andere Sprache, also kannst du mich gar nicht verstehen.“⁵¹ Werlen relativiert diese Schlussfolgerung dahingehend, dass ein totaler Determinismus, wie man ihn Whorf unterstellte, nicht nachweisbar sei.⁵²

Inwiefern tatsächlich Sprache und Denken bzw. Weltbild miteinander korrelieren, versucht Trabant wie folgt nachzuweisen:

So hat z. B. die Tatsache, dass bestimmte Sprachen kein egozentrisches, sondern ein geographisches deiktisches System haben, durchaus Folgen für das weitere Denken der Sprecher: In bestimmten australischen Sprachen sagt man: die ‚nördliche‘ Tasse, der ‚westliche‘ Stuhl (nicht: links, rechts, vorn, hinten). Diese sprachliche Struktur bewirkt ganz offensichtlich, dass die Sprecher dieser Sprachen immer wissen, wo sie sich geographisch in Bezug auf die Himmelsrichtungen befinden. Das Denken des Raums und damit auch das Verhalten im Raum sind hier ganz offensichtlich durch die Sprache determiniert.⁵³

⁴⁹ Ebd., 132.

⁵⁰ Jürgen Trabant, *Globalesisch oder was? Ein Plädoyer für Europas Sprachen* (München: C. H. Beck, 2014), 26.

⁵¹ Ebd., 26.

⁵² Vgl. Werlen, *Sprachliche Relativität*, 28.

⁵³ Trabant, *Globalesisch oder was?*, 27–28.

Lehmann erweitert die Sapir-Whorf-Hypothese um den Namen Leo Weisgerbers.⁵⁴ Die von ihm so bezeichnete Sapir-Whorf-Weisgerber-Hypothese stellt eine Verbindung zwischen den Auffassungen der drei Genannten her im Sinne einer kritischen Auseinandersetzung mit dem Prinzip der sprachlichen Relativität in Vergangenheit und Gegenwart. Lehmann bezieht sich dabei auf das Farbwörterbeispiel, auf das sich die Forschung von allen möglichen Seiten her stürzte. Eingangs konstatiert er, „daß der deutsche Philologe und Philosoph Wilhelm von Humboldt die sog. Sapir-Whorf-Weisgerber Hypothese in fast den nämlichen Worten bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts formuliert hat“⁵⁵. Im Ergebnis seines Vergleichs, auf dessen Nachvollzug hier verzichtet wird, stellt Lehmann fest:

Gesamthaft betrachtet muß Weisgerbers Version der Hypothese also als wesentlich extremer als diejenige von Sapir, Whorf und Humboldt eingestuft werden, da er praktisch keinen Spielraum für die Überwindung der muttersprachlichen Relativität offen läßt.⁵⁶

Eine umfassende Darstellung des Prinzips der sprachlichen Relativität legte Iwar Werlen vor. Er setzt sich in seiner Schrift *Sprachliche Relativität* (2002) mit den verschiedenen Ansätzen dieses Prinzips in unterschiedlichen Forschungsrichtungen auseinander. Neben Humboldt, Boas und Sapir wendet er sich auch neueren Richtungen zu, so u. a. de Saussure, Weisgerber, Whorf und Gipper. Auf die Frage Helmut Gippers, ob es überhaupt ein sprachliches Relativitätsprinzip gebe, weiß Werlen jedoch keine eindeutige Antwort zu geben. Dazu stellt er in der Zusammenfassung seines Buches fest:

Die Darstellung der Probleme, die hier gegeben wurde, führt zu keinen abschließenden Antworten. Es bleibt eine offene Fragestellung, die in der Spannung zwischen Universalismus und Relativismus zu beantworten ist. Das Verhältnis von allgemeiner Sprachfähigkeit des Menschen und der Ausgestaltung der je einzelnen Sprachen in verschiedenen Sprachgemeinschaften zu verstehen und zu erklären, ist und bleibt die Aufgabe der allgemeinen Sprachwissenschaft – das Prinzip der sprachlichen Relativität ist eine der Antworten darauf. Wer Sprache verstehen will, kommt um dieses Prinzip nicht herum.⁵⁷

⁵⁴ Vgl. Beat Lehmann, *ROT ist nicht „rot“ ist nicht [rot]. Eine Bilanz und Neuinterpretation der linguistischen Relativitätstheorie* (Tübingen: Gunter Narr, 1998), 124.

⁵⁵ Ebd., 47.

⁵⁶ Ebd., 79.

⁵⁷ Werlen, *Sprachliche Relativität*, 321.

5. DAS VERHÄLTNISS VON SPRACHLICHEM RELATIVITÄTS- UND UNIVERSALITÄTSPRINZIP

Werlen befasst sich in seinen Untersuchungen auch mit dem oben im Zitat erwähnten Universalismus, der von der Hypothese ausgeht, „dass es eine ausgezeichnete Art der Weltbetrachtung gibt, dass es eine (und nur eine) wahre Beschreibung der Welt gibt, und dass es ein (und nur ein) geltendes Wertesystem gibt“⁵⁸. Das sprachliche Universalitätsprinzip steht folglich dem Relativitätsprinzip entgegen, eben weil es davon ausgeht, dass die Verschiedenheit von Sprachen keinen Einfluss auf die Wahrnehmung der Welt habe.

An dieser Stelle sei schließlich auch Noam Chomsky erwähnt, dessen Forschungen zum Ziel hatten, eine Universalgrammatik zu erstellen, die auf der Basis eines angeborenen Spracherwerbsmechanismus aufbauen sollte. Das bedeutet, dass Chomskys Hypothesen davon ausgehen, dass alle Sprachen auf gleichen Strukturen beruhen. Sprachenvielfalt wird damit aus dem Blickfeld gerückt.

Einen Mittelweg zwischen beiden Positionen, dem sprachlichen Relativitäts- und dem Universalitätsprinzip, beschreitet die kulturvergleichende Semantik:

Die meisten sprachlichen Konzepte sind in der Tat spezifisch für die jeweilige Sprache, doch gibt es darüber hinaus auch eine kleine Anzahl von universalen sprachlichen Konzepten, die sich in allen Sprachen der Welt finden lassen.⁵⁹

Ein Schlüsselwort im Streit um die Wahrnehmung der Welt ist die Kultur einer Sprachgemeinschaft, d. h. wir sehen unsere Welt vor dem Hintergrund unserer Kultur. Diese umfasst das Denken, Fühlen und Handeln von Mitgliedern einer Gesellschaft, deren Zugehörigkeit sich durch bestimmte Werte und Normen definiert. Kulturelle Skripte wiederum sind Beschreibungen „kultureller Normen und Werte in bezug auf den einen oder anderen Aspekt bzw. die Beschreibung eines Ausschnittes aus dem konventionellen Verhaltensrepertoire einer bestimmten Kultur“⁶⁰:

Im Bereich der interkulturellen Germanistik wird vor allem die Vielheit kultureller Eigenheiten betont und gefordert, durch dialektische Verknüpfungen von Eigen- und Fremdperspektive verfestigte Sichtweisen aufzubrechen und neue Erkenntnisse über Kulturen zu gewinnen.⁶¹

⁵⁸ Ebd., 2–3.

⁵⁹ Ralf Pörings, Ulrich Schmitz (Hg.). *Sprache und Sprachwissenschaft. Eine kognitiv orientierte Einführung* (Tübingen: Gunter Narr, 1999), 136.

⁶⁰ Ebd., 150.

⁶¹ Götze, *Zeitkulturen*, 38.

Wenn aber Sprachen bedroht sind, d. h. allmählich aus der Sprachenlandschaft verschwinden, bedeutet das auch einen Verlust an verschiedenen Weltansichten. Dieses Szenario beschreibt Trabant in seinem Buch *Globalesisch oder was?:*

Wenn Europa nun diese geistige Vielfalt, die ohne Zweifel kommunikativ störend ist, zugunsten einer einzigen Sprache aufgibt, verschenkt es seinen geistigen Reichtum zugunsten des – sicherlich nicht gering zu schätzenden – praktischen Vorteils rascher Kommunikation. Dies wäre eine Reduktion der verschiedenen Weltansichten auf eine und das Ende des geistigen Europa.⁶²

Aufgrund dessen, dass Sprachgemeinschaften die Welt unterschiedlich wahrnehmen, wird das Wahrgenommene mehr oder weniger unterschiedlich kategorisiert und versprachlicht:

Sprache benennt die Gegebenheiten der eigenen Kultur, und wenn diese Benennungen auf andere Kulturen übertragen werden, ergibt sich auch ein sprachlicher ‚culture clash‘, durch den es zu einer Umwertung der Gegebenheiten anderer Kulturen kommt.⁶³

Wenn wir zur Beschreibung einer anderen Sprache Konzepte verwenden, die für unsere eigene Sprache spezifisch sind, so wird unsere Beschreibung unweigerlich durch diese Konzepte geprägt sein, denn wir wenden unsere – für die andre Sprache fremden – konzeptuellen Kategorien auf eben jene Sprache an. Wenn wir also die Bedeutung des russischen Wortes *ruka* als ‚Hand oder Arm‘ erklären würden, so wäre diese Beschreibung ethnozentrisch, denn mit ihr wird angenommen, daß *ruka* = *Hand* oder *Arm* ist. Diese Unterscheidung wird aber mit dem russischen Wort gerade nicht getroffen und ist für dessen Bedeutung auch nicht relevant.⁶⁴

Tschirch befasst sich in dem Kapitel zur Entwicklung der seelischen Kräfte ebenfalls mit Wortgleichungen und Wortlücken, die Aufschluss über den geistigen Zugriff auf die Welt vermitteln würden, z. B. die Vermeidung der direkten Benennung Gottes, die Unterscheidung von rechter und linker Hand als die jeweils bessere bzw. schlechtere oder das im Deutschen fehlende Pendant zum Stammwort ‚wahr‘.⁶⁵ Allerdings stellt er keinen Zusammenhang zur jeweiligen Kultur einer Sprachgemeinschaft her.

⁶² Trabant, *Globalesisch oder was?*, 66.

⁶³ Alwin Fill, *Ökolinquistik. Eine Einführung* (Tübingen: Gunter Narr, 1993), 81.

⁶⁴ Pörings, Schmitz, *Sprache und Sprachwissenschaft. Eine kognitiv orientierte Einführung*, 142.

⁶⁵ Vgl. Tschirch, *Weltbild, Denkform und Sprachgestalt*, 35.

6. FARBSTUDIEN AUS SICHT DES RELATIVISMUS UND UNIVERSALISMUS

Abschließend zur sprachlichen Relativität soll noch auf die sogenannten Farbstudien eingegangen werden, die sowohl Philosophen und Anthropologen als auch Linguisten (ob Vertreter des Relativismus oder des Universalismus) schon seit geraumer Zeit beschäftigen. Werlen bezeichnet sie als eine ‚unendliche Geschichte‘. Einen Exkurs dazu leitet er mit den Worten ein: „Das Thema der Farbwörter kann in einer Darstellung der sprachlichen Relativität nicht fehlen.“⁶⁶ Ein Blick in ältere und neuere Abhandlungen dazu gibt ihm Recht. Bereits Boas verweist auf die Unterschiede in der Farbwahrnehmung verschiedener Kulturen am Beispiel von ‚grün und blau‘ bzw. ‚grün und gelb‘, die häufig mit gegenständlichen Begriffen aus der Umwelt, wie ‚Farbe junger Blätter‘, ‚gallenfarben‘ usw., in Verbindung gebracht würden. Da offensichtlich die Farben ‚grün‘ und ‚blau‘ eine spezielle Rolle in der Farbwahrnehmung spielen, merkt Werlen dazu an:

Wir gehen davon aus, dass alle Menschen auf Grund ihrer biologischen Ausstattung Farben gleich wahrnehmen – abgesehen von Farbblinden. Auf der anderen Seite haben nicht alle Sprachen der Welt das gleiche Farbvokabular. Bekannt ist etwa, dass die Unterscheidung, die wir im Deutschen mit *grün* und *blau* haben, von vielen Sprachen nicht gemacht wird. Wirkt sich nun diese sprachliche Verschiedenheit auf das Bild der Welt (hier der Farben) irgendwie aus? Das Prinzip der sprachlichen Relativität würde – geeignet formuliert – eine solche Auswirkung bejahen.⁶⁷

Auch Weisgerber widmet sich dem Bereich der Farben und kommt zu dem Schluss, dass „das Aufteilen des Spektrums in 6–7 Klassen, ‚rot‘, ‚gelb‘ usw., das Ergebnis einer geistigen Entwicklung [ist], die eine Zeit von Jahren verlangt“⁶⁸. Vergleichbar äußert sich Tschirch am Beispiel der Regenbogenfarben in der Gegenüberstellung vom hochmittelalterlichen Deutsch, wo lediglich drei Farben (rot, gelb, grün) unterschieden wurden, und der Sprache der Gegenwart, in der hierfür sieben Farben benannt werden. Wie sich die Wahrnehmung der Regenbogenfarben im Laufe der menschlichen Entwicklung oder – wie es Tschirch ausdrückt – der ‚geschichtlichen Entfaltung der Sprachgestalt“⁶⁹, verändert hat, zeigt ein Einblick in die von Deutscher zitierte Theorie von Hugo Magnus, die zu ihrer Zeit Befürworter wie auch Gegner fand:

⁶⁶ Werlen, *Sprachliche Relativität*, 62.

⁶⁷ Ebd., 26.

⁶⁸ Weisgerber, zit. nach Werlen, *Sprachliche Relativität*, 286.

⁶⁹ Vgl. Tschirch, *Weltbild, Denkform und Sprachgestalt*, 60.

In Homerischer Zeit war die Sensitivität erst ungefähr bis Gelb vorgedrungen: Rot, Orange und Gelb wurden ziemlich deutlich unterschieden, die Wahrnehmung von Grün begann gerade erst, während Blau und Violett, die lichtschwächsten Farben, „dem menschlichen Auge ebenso verschlossen und unsichtbar [waren], wie es noch heute die sogenannten Ultrafarben sind“.⁷⁰

Anhand eines Experiments geht Deutscher ebenfalls, wie viele vor ihm, auf die Unterscheidung zwischen ‚Grün‘ und ‚Blau‘ ein:

Die linke Hälfte des Gehirns von Englischsprechern zeigte also die gleiche Reaktion auf die Grenze zwischen Blau und Grün wie Russischsprecher angesichts der Grenze zwischen *sinij* und *goluboj*, während die rechte Hirnhälfte nur schwache Spuren eines Verzerrungseffektes erkennen ließ. Die Ergebnisse dieses Experiments lassen ebenso wie eine Reihe nachfolgender Überarbeitungen, die seine grundlegenden Schlussfolgerungen bestätigt haben, kaum Zweifel daran, dass die Farbbegriffe unserer Muttersprache direkt in unsere Verarbeitung von Farben eingreifen. Von einem echten Scannen des Gehirns einmal abgesehen, liefert das Zwei-Hirnhälften-Experiment den bislang direktesten Beweis für den Einfluss der Sprache auf die optische Wahrnehmung.⁷¹

Einer Pressemeldung aus dem Jahre 2007 ist zu entnehmen, dass die Muttersprache Einfluss auf die Wahrnehmung von Farbe habe:

Das berichten US-Psychologen nach Tests mit russisch- und englischsprachigen Probanden in der US-Akademie der Wissenschaften. Das Russische kennt kein Wort für Blau, sondern differenziert Hellblau (*goluboj*) und Dunkelblau (*sinij*). Russische Muttersprachler konnten entsprechend im Text schneller zwischen hell- und dunkelblauen Schattierungen unterscheiden als zwischen zwei hell- oder dunkelblauen. Amerikaner waren bei allen Blautönen gleich schnell.⁷²

Eine empirische Untersuchung zu deutschen Farbwörtern liefert außerdem Lehmann im Rahmen der ‚kulturellen Relativität‘, die er „im Gegensatz bzw. parallel zur linguistischen Relativität“⁷³ sieht. Da Farben häufig ein Symbolwert zugeschrieben wird (z. B. schwarz vs. weiß für böse vs. gut), spricht er hier von ‚symbolischen Farbkonnotationen‘, die nach seiner Ansicht einen ‚kulturell determinierten Bedeutungsbereich‘ bilden.

Im Gegensatz zur sprachlichen Relativität verfolgt Wierzbicka einen universalistischen Ansatz, indem sie

⁷⁰ Deutscher, *Im Spiegel der Sprache. Warum die Welt in anderen Sprachen anders aussieht*, 59.

⁷¹ Ebd., 261.

⁷² *Ostseezeitung*, 55 (2007) 288: VIII.

⁷³ Lehmann, *ROT ist nicht „rot“ ist nicht [rot]*, 125.

die Farben unter anderem mit prototypischen Farbträgern einführt, z. B. ROT vom BLUT her oder vom FEUER, BRAUN vom BODEN, BLAU von der Farbe des HIMMELS etc. Diese Analyse versucht das Problem der sprachlichen Relativität durch Variation auf der Grundlage einer universalen Sprache semantischer Grundausdrücke zu lösen.⁷⁴

Auch Schepping vertritt insofern einen universalistischen Ansatz, als nach ihrer Meinung Farbbezeichnungen in verschiedenen Sprachen nach einem allgemeingültigen Prinzip strukturiert seien, d. h. nach dem Prinzip ihres besten Vertreters, dem Prototyp.⁷⁵ Gleicher Auffassung sind Schwarz-Friesel und Chur, indem sie darauf verweisen, dass ethnologische und biologische Untersuchungen gezeigt hätten, „dass sich gerade in der Farbwahrnehmung universale Gesetzmäßigkeiten zeigen“⁷⁶. Sie berufen sich dabei auf Untersuchungsergebnisse, die eine feste Reihenfolge im Aufbau des Farbwortschatzes verschiedener Kulturen erkennen lassen, was bedeutet: „Die Farbwahrnehmung wird nicht von der Sprache, sondern von universalen Prinzipien, die neurophysiologisch im menschlichen Gehirn verankert sind, determiniert.“⁷⁷

Wie man unschwer erkennen kann, bietet die Farbenproblematik nahezu ein Paradebeispiel für die Differenz zwischen sprachlicher Relativität und sprachlichem Universalismus. Über schlüssige Beweise zur Farbwahrnehmung scheinen aber beide Richtungen nicht zu verfügen, auch wenn – vor allem im Falle des Universalismus – verschiedene wissenschaftliche Untersuchungen und Experimente hierzu vorgenommen worden sind. Es bleibt noch immer offen, ob tatsächlich in allen Kulturen das gleiche Farbspektrum vorhanden ist bzw. wie es aufgebaut ist und wie genau dessen Wahrnehmung erfolgt.

7. DER KONSTRUKTIVISMUS UND DIE WAHRNEHMUNG DER WELT

Auch der Konstruktivismus, der im Folgenden ansatzweise mit den Prämissen der sprachlichen Relativität verglichen werden soll, bemüht das Beispiel der Farbwahrnehmung, allerdings bezogen auf die individuelle Wahrnehmung der Außenwelt:

[...] schließlich sind es neurophysiologisch orientierte Wissenschaftler gewesen, die mit Experimenten zur Farbwahrnehmung und Gestalterkennung und mit Ausführungen zur Unispezifität der Reizcodierung deutlich gemacht haben, daß Wirklichkeitskonstruktion im einzelnen Organismus

⁷⁴ Wierzbicka, zit. nach Werlen, *Sprachliche Relativität*, 85.

⁷⁵ Vgl. Marie-Therese Schepping, „Das Lexikon im Sprachvergleich“, in: *Handbuch der Lexikologie*, hrsg. v. Christoph Schwarze, Dieter Wunderlich (Königstein: Athäneum, 1985).

⁷⁶ Monika Schwarz-Friesel, Jeannette Chur, *Semantik. Ein Arbeitsbuch* (Tübingen: Gunter Narr, 2014), 71.

⁷⁷ Ebd.

stattfindet, daß das Gehirn (des Menschen) keinen direkten Umweltkontakt hat, sondern aus dem ununterscheidbaren Grau einer extern gelieferten Reizquantität intern einen Qualitätsreichtum produziert, der lediglich als eine nuancenreiche externe Welt erfahren wird.⁷⁸

Hierzu beispielhaft ein Bericht über einen Unfall:

Es ist kurz vor Mitternacht am 19. Juli 2015, als ein Motorengeräusch und ein lautes Krachen die Stille in Bremen zerreißen. Sie stammen von einem tödlichen Verkehrsunfall, der wenig später landesweit Schlagzeilen machen wird. Mit 90 km/h rasen ein blaues und ein grünes Fahrzeug parallel über die Straße, blockieren so beide Spuren.⁷⁹

Ein entgegenkommender Mercedes kann nicht mehr ausweichen, fährt an einen Baum, die Fahrerin ist tot. Sie soll Opfer eines illegalen Autorennens geworden sein. Diese Schilderung von Zeugen entspricht jedoch nicht der Wahrheit. Der Vorfall ist lediglich von ihnen so berichtet worden. Wie Videoaufnahmen bestätigten, wurde der Ablauf des Geschehens nicht realitätsgetreu wiedergegeben, sondern jeweils individuell konstruiert. Die Zeugen berichteten von einem riskanten Überholmanöver der beiden dem Mercedes entgegenkommenden Autos, was jedoch nicht stattgefunden hat. Die 52-jährige Fahrerin des Mercedes war vielmehr aufgrund ihres Alkoholspiegels von 1,5 Promille fahruntüchtig und deshalb verunglückt:

Studien zeigen, dass wir bereits 30 Minuten nach einem Ereignis die Details durcheinanderbringen [...]. Die Realität in unserem Gehirn entsteht eben nicht als Spiegel der Wirklichkeit, sondern eher wie bei einem Blick darauf durch ein Schlüsselloch [...]. Wir schaffen unsere Erinnerungen selbst, sie entsprechen nicht unbedingt dem, was zuvor in der Außenwelt geschehen ist.⁸⁰

Eben das ist auch die Kernaussage des Konstruktivismus, einer Erkenntnistheorie, die davon ausgeht, dass unsere Wahrnehmung nicht mit der Außenwelt übereinstimmt. Als wahr gilt, was wahrgenommen wird. Der Konstruktivismus anerkennt keine absolute Wahrheit. Damit wird eine vom ‚Beobachter‘ unabhängige Realität in Frage gestellt, so dass auch eine objektive Erkenntnis nicht möglich ist:

Aus konstruktivistischer Sicht kann es einen Ort erkenntnistheoretischer Neutralität, eine Art epistemologische Schweiz, nicht geben; und wenn man diese These weiterdenkt, so heißt das auch,

⁷⁸ Bernhard Pörksen, *Die Konstruktion von Feindbildern. Zum Sprachgebrauch in neonazistischen Medien* (Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 2000), 29.

⁷⁹ Marcus Duroldt, „Alles Lüge?! Von Hirnforschern entschlüsselt“. *WWW. Welt der Wunder* 9 (2015): 55.

⁸⁰ Ebd., 56.

daß objektive Erkenntnis unmöglich ist, gehört es doch gerade zu den Merkmalen einer objektiven Beschreibung, daß die Eigenschaften des Beobachters nicht in diese eingehen, sie beeinflussen und auch bestimmen.⁸¹

Die vom Menschen wahrgenommenen Sinneseindrücke sind individuell, sie werden so auch interpretiert und konstruiert. Aus diesem Grund wird der Konstruktivismus u. a. in die Nähe der Kognitionspsychologie gestellt.

Und weiter heißt es bei Pörksen:

Wirklichkeit gilt als Resultat von Konstruktionsprozessen [...]. Die Konstruktion von Wirklichkeit erscheint *nicht* als ein planvoller, bewusst steuerbarer Vorgang; es handelt sich nicht um einen intentionalen Schöpfungsakt, sondern um einen durch die Auseinandersetzung mit der konkreten Umwelt in vielfacher Weise bedingten Prozess, der von biologischen, sozio-kulturellen und kognitiven Bedingungen bestimmt wird.⁸²

In Bezug auf die Sprache im Kontext des Konstruktivismus lautet eine der Thesen von Pörksen:

Sprache signalisiert, so zeigt sich ganz allgemein, was Individuen oder Gruppen als Wirklichkeit erfahren, wie sie diese beschreiben, ordnen, sich wertend verfügbar machen. Es gilt zu akzeptieren, dass ein anderer die Sichtweise, die in seinem Sprachgebrauch manifest wird, auch vertritt, selbst wenn man diese – aus welchen Gründen auch immer – ablehnt.⁸³

Insofern gibt es keine ‚richtigen‘ Bezeichnungen, vielmehr den spezifischen Umständen und Gegebenheiten angepasste Benennungen bzw. Äußerungen, die die Vielfalt der zur Verfügung stehenden sprachlichen Mittel dem Sprecher bzw. ‚Beobachter‘ bietet:

Das konstruktivistische Eingeständnis der Beobachterabhängigkeit allen Erkennens begünstigt schließlich die Einsicht, dass die Pluralität von sprachlich vermittelten Weltdeutungen unvermeidlich zum Alltag und zur Normalität der Kognitionspraxis gehört. Ein solcher Pluralismus der Wirklichkeiten ist, so zeigt sich, kein vermeidbarer Nachteil. Was sich an Divergenzen und Differenzen beobachten lässt, stellt kein Durchgangsstadium auf dem Weg zur Einheitlichkeit und zur letzten

⁸¹ Pörksen, *Die Konstruktion von Feindbildern*, 24–25.

⁸² Ebd., 11.

⁸³ Bernhard Pörksen, „Normalität der Pluralität. Sprachkritik aus konstruktivistischer Perspektive“. *Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur* 3 (2007): 91–92.

Gewissheit dar, sondern bildet potenziell produktiven Normalfall einer hochgradig ausdifferenzierten Gesellschaft.⁸⁴

8. DETERMINISMUS, RELATIVISMUS UND KONSTRUKTIVISMUS IM VERGLEICH

Gemeinsame Ansätze von sprachlicher Relativität und Konstruktivismus zeigen sich in der Auffassung, dass es keinen direkten Zugang zur Außenwelt gibt bzw. keine adäquate Widerspiegelung der sogenannten objektiven Realität. Während der sprachliche Relativismus Wahrnehmungsprozesse an die verschiedenen Sprachen koppelt, d. h. unterschiedlichen Sprachen – in abgeschwächter Form zum sprachlichen Determinismus – auch ein unterschiedliches Denken bzw. Weltbild zuspricht, engt der Konstruktivismus die menschliche Erkenntnisfähigkeit und Widerspiegelung der Umwelt auf das Individuum ein. Beiden ist folglich – im Gegensatz zum Universalismus – die Auffassung gemeinsam, dass es keinen allen Sprachgemeinschaften gemeinsamen kognitiven Zugriff auf die Außenwelt gibt:

Wir alle sind Individuen des Typs Mensch, weisen also in etwa die gleichen physischen Grundlagen auf; da auch die Welt weitgehend für alle gleich ist – für jeden gilt z. B. das Gesetz der Schwerkraft –, sind unsere Erfahrungen in Auseinandersetzung mit der Umwelt in vielen Bereichen sehr ähnlich. Jeder ist sich jedoch im Klaren darüber, dass viele unserer Eindrücke auch sehr individuell sind: verschiedene Sprachen (Begriffsinventare), Kulturen (Ideologien, Religionen, Wertesysteme) und Mythen, aber auch unterschiedliche Lebensräume und -geschichten. Daher sind unsere kognitiven bzw. die zugrunde liegenden neuronalen Strukturen eben nicht so kompatibel, dass die Gedanken des einen direkt abbildbar wären auf die Gedanken eines anderen.⁸⁵

Eine Gemeinsamkeit des Konstruktivismus mit dem sprachlichen Relativitätsprinzip zeigt sich auch im folgenden Zitat von Reischer:

Hätten wir als Menschen keinen gemeinsamen überindividuellen Kode entwickelt – verwirklicht in den konventionalen Zeichen unserer Einzelsprache und den Regeln zu deren Verknüpfung –, wären wir auch nicht in der Lage, die Diskrepanz zwischen den verschiedenen kognitiven Systemen der einzelnen Individuen zu überwinden. Die persönliche Weltsicht jedes Einzelnen wird durch den automatischen Erwerb einer Sprache – d. h. durch die Verinnerlichung der E-Sprache als kognitives Äquivalent in der Form einer I-Sprache – mit der Weltsicht der Sprachgemeinschaft harmonisiert.

⁸⁴ Ebd., 94.

⁸⁵ Jürgen Reischer, *Die Sprache. Ein Phänomen und seine Erforschung* (Berlin, New York: de Gruyter, 2002), 78.

Ohne diesen gemeinsamen Weltsicht-Kode einer Sprache wird die Verständigung zwischen den Individuen über die Welt merklich schwieriger.⁸⁶

Eine Schnittstelle zwischen Konstruktivismus und sprachlicher Relativität bildet folglich die ‚Weltsicht der Sprachgemeinschaft‘. Hier bleibt der sprachliche Relativismus stehen, während der Konstruktivismus den Individuen einer Sprachgemeinschaft jeweils eine eigene Sicht auf die Welt zuerkennt. Die Unterschiede beider Theorien sind vor allem in deren Verortung zu sehen. Fußt der Konstruktivismus im Wesentlichen auf Erkenntnistheorien der Kognitions- und Neurowissenschaften, sieht sich der sprachliche Relativismus eher der Anthropologie und der Ethnologie verbunden. Wiederum finden sich beide auch in der Nähe der Kultur- und Sozialwissenschaften wieder. So ist an dieser Stelle beispielsweise die Arbeit von Kenneth und Mary Gergen zu nennen, die unter dem Titel *Einführung in den Sozialen Konstruktivismus* von der Grundidee ausgehen, dass alles, was für real gehalten wird, sozial konstruiert sei oder anders ausgedrückt: „Nichts ist real, solange Menschen nicht darin übereinstimmen, dass es real ist.“⁸⁷ Die Verfasser grenzen sich mit dem Begriff des Konstruktivismus vom Konstruktivismus insofern ab, als bei Letzterem „der individuelle Geist als Ursprung der Wirklichkeitserzeugung“⁸⁸ gelte, beim Konstruktivismus hingegen liege die Aufmerksamkeit nicht auf Individuen, „sondern auf den Beziehungen als Orte der Wirklichkeitskonstruktion“. Hier handelt es sich folglich um eine Richtung des Sozialen Konstruktivismus, zu verstehen als „das Stiften von Bedeutung durch gemeinsames Handeln“⁸⁹. Zusammenfassend heißt es bei Kenneth und Mary Gergen:

Konstruktivistische Ideen können als Dach gesehen werden, unter dem alle Bedeutungstraditionen und Handlungen ihren Platz finden. Unter dem konstruktivistischen Dach können wir uns durch Traditionen hinweg bewegen, sie wertschätzen, sie bewerten, sie uns aneignen, mit ihnen verschmelzen und sie neu kreieren.⁹⁰

Abschließend zum Konstruktivismus soll noch auf den Aspekt *Konstruktivismus und Fremdheit* kurz eingegangen werden, den Wilden in ihrem gleichnamigen Werk untersucht. Sie sieht als Ziel ihrer Arbeit:

⁸⁶ Ebd.

⁸⁷ Kenneth J. Gergen, Mary Gergen, *Einführung in den Sozialen Konstruktivismus* (Heidelberg: Carl-Auer, 2009), 10.

⁸⁸ Ebd., 8.

⁸⁹ Ebd., 7.

⁹⁰ Ebd., 25.

die wechselseitige Verwiesenheit von Eigenem und Fremdem sowie den Konstruktionscharakter von Fremdheit aufzuzeigen. Grundlage für ein derartiges verändertes Verständnis von Fremdheit als Konstruktion sind [...] die [...] Perspektiven über die Bedeutung von Kultur und die in ihr wirkenden Machtverhältnisse [...] und rekonstruktiven Voraussetzungen für die Zuschreibungen und Konstruktionen (kultureller) Identität und Differenz (sowie von Ethnizität und Nation) und die hierin definierten Grenzziehungen von Eigenem und Fremdem.⁹¹

Dabei fasst sie Fremdheit nicht als eine natürliche Eigenschaft von Menschen auf, sondern – wie auch andere Konstruktionen von Wirklichkeit – „als ein Konstrukt, das diskursiv innerhalb kultureller Kontexte und Machtverhältnisse innerhalb von Verständigungsgemeinschaften auf Zeit verhandelt wird“⁹². Hier wird – wie oben schon erwähnt – der mit dem sprachlichen Relativitätsprinzip übereinstimmende Zugriff auf kulturelle und soziale Gegebenheiten bei der Wahrnehmung der Außenwelt hervorgehoben. In Bezug auf Fremdheit sowie kulturelle und soziale Hintergründe ihrer Konstruktion sei in diesem Zusammenhang auf die Existenz von Stereotypen verwiesen. Diese werden u. a. auf ethnische Gruppen bezogen und gelten als (Vor-)urteile über deren Eigenheiten, Aussehen, Lebens- und Verhaltensweisen etc. Hahn untersucht Stereotypisierung im Rahmen der Historischen Stereotypenforschung und hebt dabei hervor, dass das Interesse der Wissenschaft an Stereotypen auf der Erkenntnis beruht, „daß die Wahrnehmung der Welt nicht mit der Welt selbst identisch ist“⁹³. Hierin zeigt sich wiederum eine Verbindung zum Konstruktivismus, die durch Hahns folgende Feststellung verstärkt wird:

Stereotypen erhalten damit eine wichtige Funktion für die Konstruktion von Identität und für die Konstruktion von Alterität ... Die Funktion der kollektiven Selbstversicherung spielt hier offensichtlich eine wichtige Rolle. Daraus ergibt sich auch der Konstruktionscharakter von Stereotypen.⁹⁴

Stereotype haben einen sozialen bzw. kulturellen Hintergrund und beruhen in der Regel auf Assoziationen, die wiederum gruppenspezifisch, aber auch individuell und daher unendlich sein können. Persönliches und kulturelles Wissen interagieren bei der Stereotypenbildung. Pankow definiert diesen Begriff als „die Bezeichnung von gruppenspezifischen, durch

⁹¹ Andrea Wilden, *Die Konstruktion von Fremdheit. Eine interaktionistisch-konstruktivistische Perspektive* (Münster: Waxmann, 2013), 227.

⁹² Ebd., 187.

⁹³ Hans Henning Hahn, „Thesen zur Stereotypenforschung“, in: *Nationale Wahrnehmungen und ihre Stereotypisierung. Beiträge zur Historischen Stereotypenforschung*, hrsg. v. Hans Henning Hahn, Elena Mannová, (Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2007), 16.

⁹⁴ Ebd., 22.

Emotionen geprägten, meist unbewußten Urteilen über Gruppen von Individuen in einer Kultur oder über eine fremde Kultur⁹⁵. Da Stereotype häufig Urteile über nicht nachweisbare Eigenarten von Menschen sind, gehören sie – genau genommen – auch in den Bereich konstruktivistischer Theorien, denn sie sind Konstruktionen aus Annahmen oder – wie Putnam es ausdrückt – „möglicherweise eine konventional verwurzelte (häufig übelmeinende und möglicherweise völlig aus der Luft gegriffene) Meinung darüber, wie ein X aussehe oder was es tue oder sei“⁹⁶.

Schließlich könnte auch noch ein Bogen vom Konstruktivismus zur Systemtheorie geschlagen werden, was allerdings unter der hier gestellten Thematik zu weit führen würde.

9. ZUSAMMENFASSUNG

Zusammenfassend unterscheiden sich die drei hier miteinander in Beziehung gesetzten Theorien dahingehend, dass nach Auffassung des Determinismus ein geistiger Zugang des Menschen zur Außenwelt ausschließlich über die Sprache erfolge. Nach dem sprachlichen Relativitätsprinzip sei das allerdings nur über die jeweilige Sprachgemeinschaft möglich. Dagegen geht der Konstruktivismus von der Prämisse aus, dass ein direkter Zugang zur Realität auszuschließen sei, weil sich der Mensch bzw. der ‚Beobachter‘ seine Wirklichkeit selbst konstruiere. Während der Konstruktivismus dem ‚Beobachter‘ damit eine aktive Rolle im Erkenntnisprozess zuschreibt, übernimmt diese nach Ansicht des sprachlichen Determinismus sowie z. T. auch des Relativismus die Sprache selbst. Der Determinismus ist jedoch nicht direkt mit dem Konstruktivismus vergleichbar, sondern nur über den als *missing link* fungierenden Relativismus. Allen gemeinsam ist aber neben der Ausgangsfrage nach dem Verhältnis von Sprache, Denken und Weltbild die Ablehnung des sprachlichen Universalismus.

Literatur

- Böhler, Michael (Hg.). *Wilhelm von Humboldt. Schriften zur Sprache*. Stuttgart: Reclam, 2000.
 Crystal, David. *Die Cambridge Enzyklopädie der Sprache*. Frankfurt, New York: Campus, 1998.
 Deutscher, Guy. *Im Spiegel der Sprache. Warum die Welt in anderen Sprachen anders aussieht*. München: C H. Beck, 2010.

⁹⁵ Christiane Pankow, „Fremdsprachenerwerb und Stilsysteme. Ein Vorschlag zur Einführung eines Studiengangs Kultursemiotische Sprachstudien“, in: *Linguistik als Kulturwissenschaft. Festschrift für Bernd Spillner zum 60. Geburtstag*, hrsg. v. Hartmut Schröder, Petra Kumschlies, Maria Gonzáles (Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2001), 337.

⁹⁶ Hilary Putnam, *Die Bedeutung von „Bedeutung“* (Frankfurt a. M.: Klostermann Texte Philosophie, 1990), 68.

- Duroldt, Marcus. „Alles Lüge?! Von Hirnforschern entschlüsselt“. *WWW. Welt der Wunder* 9 (2015): 53–57.
- Fill, Alwin. *Ökologische Linguistik. Eine Einführung*. Tübingen: Gunter Narr, 1993.
- Gergen, Kenneth J., Mary Gergen. *Einführung in den Sozialen Konstruktivismus*. Heidelberg: Carl-Auer, 2009.
- Götze, Lutz. *Zeitkulturen. Gedanken über die Zeit in den Kulturen*. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2004.
- Götze, Lutz. „Zeit- und Raumbewusstsein in den Kulturen. (Vor)Überlegungen zu einer kulturkontrastiven Grammatik“. In: *Feldergrammatik in der Diskussion. Funktionaler Grammatikansatz in Sprachbeschreibung und Sprachvermittlung*, hrsg. v. Joachim Buscha, Renate Freudenberg-Findeisen, 291–300. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2007.
- Hahn, Hans Henning. „Thesen zur Stereotypenforschung“. In: *Nationale Wahrnehmungen und ihre Stereotypisierung. Beiträge zur Historischen Stereotypenforschung*, hrsg. v. Hans Henning Hahn, Elena Mannová, 15–24. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2007.
- Helbig, Gerhard. *Geschichte der neueren Sprachwissenschaft*. Leipzig: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 1986.
- Helmbrecht, Johannes. *Universalität und Vagheit semantischer Funktionen: Untersuchungen zum funktionalen Zusammenhang morphosyntaktischer und kognitiver Kategorien der Sprache*. München: Lincom, 1998.
- Heringer, Hans Jürgen. *Interkulturelle Kommunikation. Grundlagen und Konzepte*. Tübingen, Basel: Francke, 2004.
- Humboldt, Wilhelm von. *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts*, hrsg. v. Donatella di Cesare. Paderborn, München, Wien, Zürich: Schöningh, 1998.
- Landau, Lew D., Juri B. Rumer, *Was ist die Relativitätstheorie?* Leipzig: B. G. Teubner, 1972.
- Lehmann, Beat. *ROT ist nicht „rot“ ist nicht [rot]. Eine Bilanz und Neuinterpretation der linguistischen Relativitätstheorie*. Tübingen: Gunter Narr, 1998.
- Oelmüller, Willi, Ruth Dölle-Oelmüller, Volker Steenblock. *Philosophische Arbeitsbücher 8. Diskurs: Sprache*. Paderborn, München, Wien, Zürich: Schöningh, 1991.
- Ostseezeitung*, 55 (2007) 288.
- Pankow, Christiane. „Fremdsprachenerwerb und Stilsysteme. Ein Vorschlag zur Einführung eines Studiengangs Kultursemiotische Sprachstudien“. In: *Linguistik als Kulturwissenschaft. Festschrift für Bernd Spillner zum 60. Geburtstag*, hrsg. v. Hartmut Schröder, Petra Kumschlies, Maria Gonzáles, 327–340. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2001.
- Pörings, Ralf, Ulrich Schmitz (Hg.). *Sprache und Sprachwissenschaft. Eine kognitiv orientierte Einführung*. Tübingen: Gunter Narr, 1999.
- Pörksen, Bernhard. *Die Konstruktion von Feindbildern. Zum Sprachgebrauch in neonazistischen Medien*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 2000.
- Pörksen, Bernhard. „Normalität der Pluralität. Sprachkritik aus konstruktivistischer Perspektive“. *Aptum. Zeitschrift für Sprachkritik und Sprachkultur* 3 (2007): 81–96.
- Pörksen, Bernhard. „Vorbemerkung“. In: *Schlüsselwerke des Konstruktivismus*, hrsg. v. Bernhard Pörksen, 3–18. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 2015.
- Putnam, Hilary. *Die Bedeutung von „Bedeutung“*. Frankfurt a. M.: Klostermann Texte Philosophie, 1990.

- Reischer, Jürgen. *Die Sprache. Ein Phänomen und seine Erforschung*. Berlin, New York: de Gruyter, 2002.
- Ros, Gisela. „Von der sprachlichen Relativität zur kulturvergleichenden Semantik“. In: *Kommunikation für Europa II. Sprache und Identität*, hrsg. v. Jürgen Schiewe, Ryszard Lipczuk, Krzysztof Nerlicki, Werner Westphal, 77–85, Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2011.
- Schepping, Marie-Therese. „Das Lexikon im Sprachvergleich“. In: *Handbuch der Lexikologie*, hrsg. v. Christoph Schwarze, Dieter Wunderlich, 184–195, Königstein: Athäneum, 1985.
- Schlobinski, Peter. *Grammatikmodelle. Positionen und Perspektiven*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 2003.
- Schwarz-Friesel, Monika, Jeannette Chur. *Semantik. Ein Arbeitsbuch*. Tübingen: Gunter Narr, 2014.
- Trabant, Jürgen. *Globalesisch oder was? Ein Plädoyer für Europas Sprachen*. München: C. H. Beck, 2014.
- Tschirch, Fritz. *Weltbild, Denkform und Sprachgestalt – Grundauffassungen und Fragestellungen in der heutigen Sprachwissenschaft*. Berlin: Renner, 1954.
- Tschirch, Fritz. *1200 Jahre deutsche Sprache. Die Entfaltung der deutschen Sprachgestalt in ausgewählten Stücken der Bibelübersetzung vom Ausgang des 8. Jahrhunderts bis in die Gegenwart. Ein Lese- und ein Arbeitsbuch*. Berlin: de Gruyter, 1955.
- Weisgerber, Leo. „Von den Kräften der deutschen Sprache“, Bd. 2: *Die sprachliche Gestaltung der Welt*. Düsseldorf: Schwann, 1962.
- Weisgerber, Leo. „Vom Weltbild der deutschen Sprache“, 1. Halbband: *Die inhaltbezogene Grammatik*. Düsseldorf: Schwann, 1953.
- Werlen, Iwar. *Sprachliche Relativität*. Tübingen, Basel: Francke, 2002.
- Whorf, Benjamin Lee. *Sprache – Denken – Wirklichkeit. Beiträge zur Metalinguistik und Sprachphilosophie*, hrsg. v. Peter Krausser. Hamburg: Rowohlt, 2003.
- Wilden, Andrea. *Die Konstruktion von Fremdheit. Eine interaktionistisch-konstruktivistische Perspektive*. Münster: Waxmann, 2013.

Gisela ROS, Dr. habil., geb. 1947 in Ummerstadt; 1966–1970 Studium an der Ernst-Moritz-Arndt Universität Greifswald; 1970 Diplomprüfung, danach wissenschaftliche Assistentin an der Universität Greifswald; 1978 Promotion im Fach Deutsche Sprache; 1984 Habilitation im gleichen Fach; 1986 bis 2012 (Privat)Dozentin an der Universität Greifswald sowie zeitweise in Toruń und Szczecin; Fachgebiete: u. a. Grammatik, Semantik, Sprachgeschichte, Sprachtheorie; seit 2012 im Ruhestand. Kontakt: gisela-ros@t-online.de

ZITIERNACHWEIS:

Ros, Gisela. „Andere Sprache – anderes Denken: Eine Reflexion über die Beziehung von ‚sprachlich determinierter Weltansicht‘, ‚sprachlichem Relativitätsprinzip‘ und ‚Konstruktivismus‘“. *Colloquia Germanica Stetinensia* 25 (2016): 121–149. DOI: 10.18276/cgs.2016.25-07.

